



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

geschlossen wird, daß die Handlung durch ein Strafgesetz bereits mit Strafe bedroht ist, sonst würde man auf den Zustand kommen, daß man alle gesetzlichen Vorschriften übertreten könnte, vorausgesetzt, daß man, wie sich Löwe ausdrückt, dafür eine Steuer in Gestalt der angedrohten Strafe zahle. Einer solchen Ansicht wird wohl heutzutage niemand mehr beistimmen, und es muß deshalb, wie dies auch das Oberverwaltungsgericht anerkannt hat, überall der unmittelbare Zwang ausgeübt werden, wo es sich um die Beseitigung eines dauernden Zustandes handelt, dessen Fortdauer für das Gemeinwohl gefährlich ist. Dieser Fall liegt vor, wenn ein zur Impfung verpflichteter, dessen Verpflichtung im öffentlichen Interesse besteht, der Impfung dauernd entzogen wird, und somit erscheint die Zwangsvollziehung der Impfung nur als eine folgerichtige Durchführung der Bestimmungen des Impfgesetzes und des preussischen Landesverwaltungsgesetzes.

Da die Frage für viele von großem Interesse sein wird, so glaubte ich diese Angelegenheit hier mitteilen zu dürfen.

Hildesheim.

Otto Gerland.



## Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst.

### 1.



In der letzten Zeit ist die Litteratur der Aufzeichnungen von Erlebnissen und Beobachtungen vorzüglich durch Politiker sächsischer Herkunft bereichert worden; auf die Memoiren des Diplomaten Witzthum folgten die des Grafen Beust, jene ein verhältnismäßig objektiv gehaltener Rückblick auf Erfahrungen des Verfassers in seiner Eigenschaft als Vertreter des sächsischen Hofes bei verschiedenen Großmächten, diese eine Schrift, die neben der Darstellung auch vielfach polemische Zwecke, Angriffe auf die deutsche Politik Preußens und Rechtfertigung der gegenwärtigen, deren begabtester Vertreter der Verfasser war, im Auge hatte. Beide Werke enthielten mancherlei Interessantes, beide waren teilweise durch Mitteilung von neuen Thatsachen wertvoll für den Geschichtschreiber, beide auch vortrefflich in der Form, in welcher der ober-sächsische Stamm sich ja immer auszeichnete. Jetzt ist zu ihnen ein dritter Memoirenschreiber desselben getreten, und zwar kein geringerer als ein regierender Fürst, was seit Friedrich dem Großen unsers Wissens nicht wieder vorgekommen ist. Unter dem Titel: Aus meinem Leben und aus meiner Zeit giebt Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-

Gotha (Berlin, Wilhelm Herz) ein, wie wir hören, auf fünf starke Bände berechnetes Werk heraus, dessen erster uns vorliegt.

Fragen wir zunächst, was die seinerzeit vielgenannte Thüringer Höheit zu diesem Unternehmen bewogen hat. Das Vorwort enthält darüber in offener, manche würden sagen naiver Weise genügende Auskunft. Der Verfasser ist überzeugt, „daß in unsrer vielgeschäftigen, den Erfolg der Dinge oft nur äußerlich beurteilenden Zeit der Mann der That mehr als jemals das Bedürfnis haben muß, seinen Standpunkt und seinen Anteil am politischen Leben nicht ganz verdunkelt zu sehen. . . . In den Erzählungen der Nachgeborenen wird nur derjenige hoffen können, einen sichern Platz zu behaupten, welcher dafür Sorge getragen hat, daß von seinen Bestrebungen schriftliche Kunde bestehe. Bei der Lektüre von Memoiren und Darstellungen der letzten Dezennien war ich zuweilen erstaunt, Persönlichkeiten, von denen ich die ganz bestimmte Erinnerung hatte, daß gewisse Ereignisse ihrer Initiative zu danken waren, gar nicht oder höchst ungenügend erwähnt zu finden. . . . Das konstitutionelle Prinzip verschweigt die Handlungen der Krone aus Ehrfurcht, und die Geschichte verschweigt zuweilen die Träger von Kronen aus Prinzip. Und so kann es nicht fehlen, daß man in Überlieferungen und Erzählungen der Gegenwart nicht selten an die gewaltige Bedeutung des Herrn Nemo in der Welt erinnert wird; und dieser niemand tritt in dem Epos der neuesten Geschichte meistens hervor, wenn Fürsten und Regenten eine persönliche Rolle spielen. . . . Ich kann mich nicht bestimmt finden, mir mein Recht verkümmern zu lassen, die Dinge darzustellen, wie ich dieselben erlebt, empfunden und mitbewirkt habe. Mir war ein halbes Jahrhundert hindurch Gelegenheit geboten, im Vordertreffen zu stehen, ich habe vieles erfahren, die Ereignisse scharf beobachtet, und kein wirklicher Kenner der Zeit dürfte meinen bescheiden Anteil an den Gestaltungen unsers Vaterlandes in Zweifel ziehen wollen.“ Man braucht nicht zwischen den Zeilen zu lesen, um diese Sätze als Variationen auf das Bibelwort zu erkennen: Ihr sollt euer Licht nicht unter den Scheffel stellen, der Verfasser ist sich bewußt, ein „Mann der That“ zu sein, lange Zeit im Vordertreffen gestanden, zu gewissen Ereignissen die Initiative ergriffen zu haben, er findet das nicht anerkannt, er glaubt, daß dem abgeholfen werden müsse, und er übernimmt diese Abhilfe selber. Das ist ganz einfach; nur setzt dabei in Verwunderung, daß, wenn der Verfasser seinem Anteil an den Gestaltungen unsers Vaterlandes wirklich als bescheiden ansieht, er zu dessen Schilderung mehrere starke Bände für nötig hält. Freilich umfaßt der erste, welcher in seinen fünf Büchern die Zeit vom Eintritte des Herzogs ins Leben (1818) bis zu den großen Enttäuschungen behandelt, die mit dem Gange Preußens nach Olmütz endigten, auch mancherlei andre Mitteilungen, aber das Bestreben des Verfassers, seine Mitwirkung bei den Dingen bestenfalls zu beleuchten, liefert doch den roten Faden, der durch alles hindurch geht, die Hervorhebung seiner Verdienste um die nationale Sache und seiner

Stellung zum Liberalismus giebt sich fast auf jedem Bogen als erstes Herzensbedürfnis kund. Ja an einigen Stellen möchte man beinahe zweifeln, daß er seine Leistungen wirklich für bescheiden halte. S. 13 berichtet er: „Es war in Versailles, wo die an jenem Tage versammelten Fürsten unmittelbar vor dem Beginn der weltberühmten Feierlichkeit [der Kaiserproklamation] sich um den Kaiser versammelt hatten. Als er mich begrüßte, sprach er öffentlich die folgenden Worte: »Ich vergesse nicht, daß ich die Hauptsache des heutigen Tages deinen Bestrebungen mit zu danken habe.« Er bezeichnete damit die Thatsache, daß das Einheitswerk nie gelungen wäre, wenn nicht eine Anzahl von gesinnungstreuen Männern durch ein halbes Leben die Bausteine zusammengetragen hätte.“ Wir bezweifeln, daß der Kaiser das habe sagen wollen, denn die „Volkspolitik“ dieser „gesinnungstreuen Männer,“ die Politik der Turner-, Schützen- und Sängervereine und des Nationalvereins hatte nur mit lustigen Bausteinen hantirt, sich völlig ohnmächtig gezeigt und sich zuletzt in der schleswig-holsteinischen Sache geradezu blamiert, als das Einigungswerk von andern Händen im Ernste begonnen wurde.

Aber genug von diesem Thema. Gleichviel, wie hoch der Verfasser den Wert und Erfolg seiner Bemühungen um den nationalen Fortschritt anschlägt, seine Schrift enthält reichlich bedeutsame Beiträge zum Verständnisse der neuesten deutschen Geschichte, sowie mancherlei neue Züge von Persönlichkeiten, die darin mittelbar oder unmittelbar mitwirkten. Der Herzog hat sich mit seiner Arbeit Mühe gegeben, und es stand ihm dabei in seiner Eigenschaft als Fürst und Mitglied einer vielfach einflußreichen Familie auch eine Fülle persönlicher Erinnerungen sowie eine reiche Korrespondenz aus hoher Sphäre zu Gebote. Dergleichen dienten ihm für seine persönlichen Erlebnisse seine Tagebücher als zuverlässiger Leitfaden. Wir können natürlich von dem, was er auf Grund dieses Materials im ersten Bande — beiläufig nicht immer glücklich und namentlich mit vielen Wiederholungen — zusammengestellt hat, nicht alles berücksichtigen, sondern nur die Partien, welche uns als besonders interessant erscheinen, und auch davon nur eine Auswahl.

Das erste Buch, „Jugendjahre,“ übergehen wir. Wir bemerken nur, daß es in dem Kapitel über das Haus Koburg in England und Portugal beachtenswerte Stellen über den Gemahl der Königin Viktoria und über den der Königin Donna Maria, sowie über diese selbst enthält, und einen Brief des Königs Leopold von Belgien bringt, der, vom 15. September 1840 datirt, dem Fürsten Metternich auseinandersetzt, daß Ludwig Philipp nicht ernstlich an Krieg denke, und ihm Ratschläge für einen diplomatischen Ausgleich erteilt, die dann befolgt wurden. Das zweite Buch, „Vor der Revolution,“ beschäftigt sich u. a. ausführlich mit dem diplomatischen Kampfe der Thüringer Durchlauchten von 1844 um den Titel „Hoheit,“ dessen sie sich seitdem erfreuen, und bringt eine Charakteristik des Prinzen Albert und des bekannten Familienrates der Koburger,

Baron Stockmar. Dann folgt eine Darstellung des Kampfes, den der liberale Herzog Ernst mit den Konservativen seiner Ländchen bei der Einführung von Reformen zu bestehen hatte, und daran schließen sich Betrachtungen über die Verfassungsabsichten, mit denen Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen in den ersten Jahren seiner Regierung umging, wobei ein charakteristischer Brief Prinz Alberts an ihn, in welchem er ungestüm aufgefordert wird, den damals drohenden Umsturz der hessischen Verfassung zu verhindern und bei sich selbst „die bemittelten und intelligenten Teile des Volkes, d. h. das eigentliche Volk, durch vertrauensvolle Zulassung zur Teilnahme an der Verwaltung an die Regierung zu stellen,“ da nur so dem Andrang des Radikalismus wirksam zu begegnen sei. Weiterhin hören wir: „Die ersten Anregungen des Königs zur Erwägung der deutschen Frage datirten bei meinem Bruder von seinem Aufenthalt mit der Königin in Koburg und Gotha im August und September 1845,“ wo Beratungen über die deutsche Frage stattfanden, denen auch der Großherzog von Baden und sämtliche sächsische Herzöge bewohnten. „Schon 1846 drängte Albert den König, endlich die Bahnen der heiligen Allianz zu verlassen und den modernen Staatsgedanken Raum zu geben. Allmählich ging er spezieller in die deutschen Verfassungsfragen ein, und endlich schickte er dem Könige das tief eingreifende Memorandum vom 11. September 1847,“ in welchem er „Ausbildung vollstümlicher Regierungsformen und Herstellung eines einigen Deutschlands“ empfahl. „Die Vorschläge der Denkschrift zur Herbeiführung dieser Ziele waren sehr gemäßigt und im ganzen durchaus praktisch. Über das Verhältnis Österreichs zu einer Bundesverfassung, an deren Spitze Preußen zu stehen hätte [die Hauptsache!], war zwar keine volle Klarheit zu erlangen, da eine radikale Ausscheidung der österreichischen Bundesländer noch gefährlich und unthunlich erschien, aber der Hauptgedanke des Memorandums, daß es Bundesangelegenheiten gebe, welche eine schärfere Einheit der Institutionen verlangen, war im Grunde doch derselbe, an welchem alle Politiker in den nächsten Jahren arbeiteten, und welcher für die Entwicklung Deutschlands wirklich maßgebend geworden ist.“ Dieser Gedanke war aber auch keineswegs neu und in dieser Allgemeinheit und Unbestimmtheit so wenig brauchbar, daß dem Prinzen daraus nicht das Verdienst gemacht zu werden braucht, das ihm hier beigelegt wird. Immerhin wird man seinen guten Willen und seine Mühsigkeit in der Sache anerkennen dürfen, obwohl er beim Könige damit nichts erreichte. Dieser „dachte nicht anders, als daß er es dahin bringen müßte, die Reform des deutschen Bundes gleichsam im Auftrage des österreichischen Kaisers auszuführen. Da er gefiel sich sogar in der Redensart: »Ich bin nur dazu da, dem Kaiser von Österreich den Steigbügel zu halten.« Wer aber die österreichischen Zustände kannte, mußte sich sagen, daß für jede Nachgiebigkeit und Bereitwilligkeit in Betreff der deutschen Bundesreform in jenem Staate nicht nur das Wollen, sondern auch die Möglichkeit fehlte,“ was dann ausführlich dargethan wird.

Das dritte Kapitel des zweiten Buches, das von Spanien und Portugal in den letzten vierziger Jahren handelt, in deren Angelegenheiten Herzog Ernst sich ebenfalls zu thun machte, glauben wir wieder beiseite lassen zu können. Dagegen bringt das dritte Buch, das sich mit Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 1849 beschäftigt, namentlich in seinem ersten Abschnitte eine Anzahl von Bildern und Berichten, welche ungemein lebendig veranschaulichen, wie die damalige Bewegung in den thüringischen Kleinstaaten beschaffen war, und von denen einige, nach eigener Beobachtung des Herzogs entworfen, in ihrer Art kleine Kabinettsstücke genannt werden müssen. Hier erscheint der rührige Fürst sowohl als Handelnder wie als Erzähler ganz in seinem Elemente, während uns, wenn er sich mit hoher Politik befaßt, in der Regel zu Mute ist, als ob er sich hier außerhalb seines eigentlichen Berufes befände und mehr oder minder als Dilettant höhern Stils urteilte und arbeitete. In den ersten Märztagen von 1848 hielt jene Bewegung sich in den Landen des Herzogs noch in den Schranken der Mäßigung und unterthäniger Loyalität, wie die S. 197 ff. mitgeteilte blühend stilisirte Adresse der Koburger zeigt. Aber bald wurde es wesentlich anders, und antimonarchische, sozialistische und anarchische Bestrebungen machten sich ungestüm bemerkbar. Zahlreiche Volksversammlungen wurden abgehalten, von allen Seiten regnete es Petitionen und Resolutionen, man forderte sofortige Beseitigung aller Feudallasten, der Ständeunterschiede, des erblichen Rechtes bei der Landesvertretung, Einverleibung des Domänenvermögens in das Staatsgut, Besetzung der Staatsämter mit „volkstümlichen Männern,“ worunter gewöhnlich redefertige Advokaten verstanden wurden, Durchführung der Öffentlichkeit und Mündlichkeit in der gesamten Verwaltung, Sicherstellung der Holzbedürfnisse des Volkes, Abschaffung des Jagdrechts, Aufhebung der Verbrauchssteuern u. dergl. Anfangs hatte das noch seine komische Seite, es währte aber nicht lange, so hatten sich die Dinge derart verschlimmert, daß der Herzog in fast verzweifelter Stimmung an seinen königlichen Oheim in Brüssel schrieb: „Wir leben in einer furchtbaren Zeit. Innere und äußere Stürme haben den Organismus aller deutschen Staaten zertrümmert, die Gesetzlichkeit ist verschwunden, und die Gewalt der Menge macht sich allein geltend. Die Regierungen müssen sich in Lagen schicken, die an das Schimpfliche grenzen. Ich habe auch nicht die geringste Hoffnung, da das allgemeine Vertrauen zu irgend einer Regierungsform geschwunden und dafür eine allgemeine Mutlosigkeit auf der einen und eine durchgehende Zügellosigkeit auf der andern Seite eingetreten ist. . . . Alle die, welche noch vor drei Wochen aus Furcht vor einer Reaktion die Regierungen mit frechem Angestüm hinderten, die Gesetzlichkeit und Gewalt aufrecht zu erhalten, treten jetzt mit der nämlichen Brutalität auf und fordern von uns, wo die Gewalt gleich Null geworden ist, der Anarchie zu steuern, aber niemand gehorcht mehr.“ Daß es nicht ganz so arg war, beweist zunächst der Schluß des Schreibens, wo der Herzog, sich be-

sinnend, im Widerspruche mit den obigen Augstrafen sagt: „Ich vermag noch viel, weil man noch unbedingtes Vertrauen zu mir hat,“ sodann sein erfolgreiches persönliches Einschreiten für Ordnung und Gesetz, welches sich auch auf benachbarte Staaten erstreckte, wo man den Kopf vollständig verloren hatte.

Recht ergötzlich ist in diesem Zusammenhange seine Schilderung der Art und Weise, wie er dem herzoglichen Vetter in Altenburg aus der Not half, in die ihn die Revolution gebracht hatte. In Weimar erfuhr der Herzog, daß es in Altenburg sehr arg hergehe und sogar das Leben des dortigen Fürsten gefährdet sei, und in der äußersten Unruhe, in die ihn das versetzte, beschloß er, sich durch den Augenschein von der Sache zu überzeugen. In einem Koupee zweiter Klasse reiste er nach Altenburg ab und kam ziemlich unerkannt dort an, wo er sich bei dem Wirt des Gasthauses, in dem er mit seinem Begleiter, Sekretär Brückner, speiste, nach der Lage der Dinge erkundigte und die Antwort erhielt, man stehe in Altenburg am Vorabend der größten Ereignisse, es sei ganz richtig, daß der Herzog gefangen und von aller Welt abgeschnitten sei. „Auf die Frage, von wem, erwiderte der Mann mit dem Pathos eines Schulmeisters, welcher soeben die Schrecknisse der französischen Revolution und die Leiden der Gefangenen des Tempels geschildert hat: »Er befindet sich in der Gewalt der provisorischen Regierung und wird von der Nationalgarde bewacht.« — »Sollte es unmöglich sein, in das herzogliche Palais zu gelangen?« — »Ganz unmöglich,« antwortete ohne Zaudern der Wirt, und als ich nunmehr nach dem Oberhofmarschall von Minckwitz fragte, da ich denselben zu besuchen beabsichtigte, versicherte er ebenso zuversichtlich, es werde gleichfalls ganz unmöglich sein, denn auch Herr von Minckwitz werde in seinem Hause als Staatsgefangener bewacht. . . . Trotz Brückners Abraten ging ich zu dem Hause des Oberhofmarschalls, wo ein Nationalgardist von nicht allzu militärisch=imposantem Aussehen, wenn ich nicht irre, mit einer alten Hellebarde bewaffnet, mir im Altenburger Dialekt, ziemlich gutmütig, den Eintritt verweigerte. . . . Mit einer sanften Bewegung schob ich ihn zur Seite und trat ein. Als ich dann vor Minckwitz erschien, erschrak er aufs heftigste und fragte ängstlich nach meinem Begehren. »Ich wünsche weiter nichts, als daß Sie mich sofort zum Herzoge bringen,« war meine kurze Antwort. . . . Er weigerte sich, mit mir, wie er sich ausdrückte, in den sichern Tod zu gehen, sodasß mir nichts übrig blieb, als mein Glück allein zu versuchen. Die Auffahrt zu dem hochgelegnen Schlosse war durch zwei große Barrikaden gesperrt, und die Wache hatte Befehl, niemand aus= und einzulassen. Als ich anlangte, wollte ein guter Zufall, daß ein Offizier von der Nationalgarde eben die Wache ablösen kam. Ich wendete mich sofort an diesen und sagte ihm, wer ich wäre, und daß ich den Herzog zu sprechen hätte. Meine sehr freundlichen Worte und der in keiner Weise vorgesehene Fall, daß ein benachbarter Fürst sich zu einem Besuche des Herzogs einfand, mochten den hiedern Altenburger Bürgermann in seiner revolutionären

Rolle stark erschüttert haben. Dennoch glaubte ich eine List anwenden zu dürfen, um für alle Fälle die angebliche provisorische Regierung von schlechten Streichen abzuhalten. In der Voraussetzung, der Nationalgardeoffizier werde nicht säumen, von allem, was vorgefallen und gesprochen worden sei, seiner Behörde Meldung zu machen, bemerkte ich beiläufig, daß eine mobile Truppenkolonne in der Nähe der Stadt wäre und zuverlässig einrücken würde, wenn ich nicht bald zurückkehrte.“ So gelangte der Herzog endlich ins Schloß, aber hier nur vor eine größere Schwierigkeit und zu schlimmern Erfahrungen. „Der moralische Zustand, in welchem sich der Herzog Josef, sowie seine Gemahlin und die unglücklichen Töchter befanden, läßt sich kaum beschreiben. Zwischen Unnachgiebigkeit und Hoffnungslosigkeit schwankend, schien es [mit Verlaub, eine fehlerhafte Konstruktion] fürs erste fast unmöglich, eine ruhige Diskussion mit dem Herzog zu führen. Es mußte einige Zeit verstreichen, ehe ich nur über die ganze Lage der Dinge ins Klare kommen konnte. Unter den Beamten des Herzogs war insbesondere der Regierungspräsident von Seckendorf der revolutionären Partei verhaßt. Er war zu allem eher geeignet als zum Geschäftsmann. Unter dem Namen Sidorus Orientalis war er als schöngeistiger Schriftsteller bekannt und offenbar auch unter den Damen bei Hofe gut angesehen. Dagegen besaß der Herzog eine geringe Stütze an ihm, und schon zu Anfang der Tumulte verkroch sich der Regierungspräsident in einen Winkel und überließ die gesamten Angelegenheiten dem Dr. Krugiger, vor dessen volltönenden Redensarten und unverfrorenem Auftreten die ganze Regierung die Segel gestrichen hatte. Er war jetzt dritter Minister und sozusagen der Vertrauensmann der Volkspartei im Kabinet, aber der Herzog suchte ihn soviel wie möglich von seiner Person fern zu halten. . . . Wie die Dinge standen, war mir sofort klar, daß man den Volksmann vor allem kommen lassen und daß der Herzog in nähere und bessere Beziehungen zu ihm treten mußte. Jedenfalls konnte man nur von Herrn Krugiger erfahren, was denn eigentlich »der Volkswille« sei und was man mit den unbegreiflichen revolutionären Maßregeln bezwecke. Einen Vorschlag der Art wollte aber der Herzog um keinen Preis annehmen; in seiner ganzen Familie war der Gedanke, daß Herr Krugiger die Ehre eines Ministers genießen und an den Hof gezogen werden könnte, als der Gipfelpunkt alles erdenklichen Unglücks angesehen worden. Erst nach langem Zureden faßte er den Entschluß, jenen zu berufen und mit ihm zu unterhandeln. Nun war aber auch Krugiger anfangs nicht geneigt, persönlich zu paktieren und die Verantwortlichkeit für das Ergebnis zu übernehmen. Endlich jedoch erschien er in Begleitung von Freunden und Vertretern republikanischer Vereine, und es begann eine große Debatte, in welcher die Leute ihre Forderungen zuerst in sehr stürmischer, bald aber, nachdem sie gesehen hatten, daß ich mich in keiner Weise einschüchtern ließ, in bescheidenerer Form vortrugen. Ich hatte zuweilen nach drastischen Auskunftsmitteln greifen müssen, um die Herren zur Ver-

nunft zu bringen, und stellte ihnen die Schrecken der Bundesexekution, von der sie ereilt werden würden, in allernächste Aussicht. Im allgemeinen fand ich die Neigung derselben nicht sehr groß, sich auf einen Kampf mit Feuer-  
gewehren einzulassen. Mein Minister von Stein, der sich die Affäre später in Gotha erzählen ließ, schrieb mir am 15. Juli darüber: »Nach Brückners Relationen haben Eure Hoheit den Krüziger ganz erobert, und soll derselbe bei der Diskussion wie ein Braten geschwigt haben.« . . . Die Vermittlung, die ich übernahm, machte es freilich nötig, daß der Herzog [den der Vermittler, wie es an anderer Stelle heißt, »wie einen Kranken behandeln mußte«] eine Art von Kapitulation unterschrieb, was er mit schwerem Herzen that. Wenige Tage später nahm Seckendorf »zerrütteter Gesundheit halber« seine Entlassung. Was die sachlichen Fragen anlangte, so war in der Konferenz, welche der Herzog und ich mit den beiden Ministern von Planitz und Sohn, sowie später auch mit Krüziger abgehalten hatten, ein Protokoll festgestellt worden, zufolge dessen die altenburgische Regierung auf alle Absichten verzichtete, zu Gunsten des Königs von Sachsen abzudanken. Für den Fall, daß die Unruhen in Altenburg fortbauerten, übernahm ich es im agnatischen Interesse, an die Bundeszentralgewalt zu appelliren und die Exekution zu verlangen. Dagegen sollte auch die von Weimar beantragte Bildung eines thüringischen Gesamtstaates nur insofern von der altenburgischen Regierung in Erwägung genommen werden, als man für einen engeren Verein der thüringischen Staaten in Betreff der Verwaltung unbeschadet der Rechte des Reiches und der Zentralgewalt zu wirken sich allerseits verpflichtet erachtete.“

Über jenen Gesamtstaat, bei dem an eine Vergrößerung Weimars zu einem „Königreich Thüringen“ gedacht wurde, in welchem die kleinern Fürstlichkeiten mit ihren Unterthanen aufgehen sollten, und andre Pläne der Art berichten wir nach den interessanten, aber das gesamte Material nicht genügend verarbeitenden, nicht gutgeordneten und an Wiederholungen leidenden Mitteilungen unsers Werkes in einem zweiten Abschnitte, um den Verfasser jetzt seinen Bericht vollenden zu lassen. „Die Hauptursache meiner Vermittlung — erzählt er — blieb doch, daß der Herzog aus einer sehr abscheulichen Lage befreit und der Bestand des Fürstentums in Altenburg gesichert blieb. Die lokalen Verhältnisse besserten sich in den nächsten Wochen so, daß die konstitutionellen Vereine wieder das Haupt erheben konnten. Der rasch emporgestiegne Löwe des Tages, Herr Krüziger, fand es nachgerade für klüger, sich nach Deckung von rückwärts einigermaßen umzusehen. Als ich am Tage nach der großen Vermittlung durch die friedlich wieder geöffneten Thore des Altenburger Schlosses auf den Bahnhof fuhr, war die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Herr Krüziger, zwar noch im Kostüme des Volksmanneß mit dem Kalabreser und der roten Feder, hielt die verbindlichsten Anreden und machte mir, wenn auch nicht mit weißer Kravatte, doch trotz einem gewiegten Hofbeamten bei meiner Abfahrt die Honneurs.“

Später besserte es sich mit dem Gemütszustande des grimmigen Republikaners noch mehr, und Herzog Ernst stellt ihm S. 219 das Zeugnis aus: „Als er, am 21. Juni zum Minister ernannt, wenige Tage nach meiner Anwesenheit in Altenburg den Sturz seiner ältern Kollegen erreicht und die Gewalt in seine Hände gebracht hatte, nahm er aus seinem reichen Repertoire die Rolle des Staatsmannes heraus, zeigte sich ziemlich gemäßigt und war dann keineswegs einer der schlimmsten deutschen Minister.“

Auch zu Hause hatte Herzog Ernst in diesen Tagen nicht wenig Verdruß. Sowohl in Koburg als in Gotha kamen von den ersten Tagen des April an bedenkliche Unruhen vor. In Gotha unternahm man wiederholt Angriffe auf das Leihhaus, und selbst das Zuchthaus war in Gefahr, gestürmt zu werden. Die Arbeiter verlangten Erhöhung der Löhne und machten Anstalt, ihre Forderung mit Gewalt durchzusetzen, sodaß der Herzog sich genötigt sah, an das in der Stadt stehende Bataillon Militär scharfe Patronen verteilen und die Bürgergarde während der Nacht unter Waffen bleiben zu lassen. Zu den schlimmsten Erscheinungen des Revolutionsjahres gehörten die Versuche, die Disziplin der Truppen zu untergraben. Man mischte sich in die Militärjustiz und man heßte die Mannschaften gegen die Offiziere auf. Fast an jedem Orte wurden mißliebige Beamte bedroht und übel behandelt. Einige mußten von ihren Stellen entfernt werden, um die erregte Stimmung zu beschwichtigen, andre rettete das persönliche Eingreifen des Herzogs. Eines Tages, im Mai, begegnete er auf einer seiner vielen Reisen zwischen Koburg und Gotha beim Herabfahren vom Thüringer Walde gegen das Hennebergische einem Wagen, dessen Insassen sich ihm als der Justiz-, der Rent- und der Forstamtman von Zella St. Blasii zu erkennen gaben. „Sie waren — berichtet der Verfasser — in größter Aufregung und erklärten mir, sie seien durch die Revolution von dort vertrieben worden, und wollten nach Gotha, um den Schutz der Regierung zu suchen. Arbeiter der Gewehrfabrik des Ortes hätten sich mit allerlei Gesindel verbunden und die Beamten lebensgefährlich bedroht. . . Die Herren waren in einem so verzweifelten moralischen Zustande, daß meine anfängliche Idee, sie sofort zurückzuführen, sich nicht verwirklichen ließ. Ich fuhr daher allein in das Städtchen und stieg bei einem am Markte gelegenen Wirtshause ab. Auf dem Platze waren einige hundert Menschen versammelt, und vom Brunnen herab wurden Reden gehalten. Ich ließ mir von dem halb angetrunkenen Wirte, der mich erkannt hatte, eine Art Tanzsaal aufsperrn und bemächtigte mich eines zufällig anwesenden Gemeinbeschreibers, der mir geeignet schien, ein Protokoll zu führen. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht von meiner Ankunft, und ich nahm keinen Anstand, durch den Wirt, sowie durch einen Forstaufseher, der sich eingefunden hatte, die Leute wissen zu lassen, daß ich bereit wäre, ihre Beschwerden selbst zu vernehmen. Der Magistrat des Ortes, sowie die bessern Bürger und Fabrikbesitzer . . . hatten sich entweder versteckt

oder waren wie meine Beamten davongegangen. So füllte sich der Saal, in welchen ich mich begeben hatte, alsbald mit einer bunten Menge von Fabrikarbeitern, Holzhauern und niedern Bürgern, welche mich schreiend umringten. Ich verlangte eine regelrecht gewählte Deputation, um über die Sachlage verhandeln zu können, und dies fand Anklang.“ Der Haufe verließ den Raum und wählte draußen auf dem Markte etwa fünfzig Vertreter, die dann in wenig parlamentarischer Form eine Unzahl von Klagen gegen die Beamten vorbrachten. Der Herzog stellte ihnen vor, daß mit Anwendung von Gewalt gegen untere Beamte nichts zu erreichen sei, wohl aber durch Absendung einer Deputation an das Ministerium in Gotha, vorausgesetzt, daß man die Beamten vorher ruhig wieder einziehen lasse. Nach einigem Widerstreben gestand man letzteres zu, aber niemand war bereit, den Beamten Schutz und Sicherheit zu verheißeln, bis der Herzog drohte, dann eine Kompagnie Soldaten in den Ort zu verlegen, welche längere Zeit bleiben und von der Einwohnerschaft zu verpflegen sein würde. „Die sogenannte Deputation erklärte nun, sich von ihren Auftraggebern Instruktion holen zu wollen, und so verließen die Leute wiederum den Saal, um erst nach einer halben Stunde wiederzukommen. Meine Frage — berichtet er weiter —, ob die gesamte Bürgerschaft den Schutz der Beamten übernehmen wolle, wurde zwar bejaht, aber man wollte bei der großen Aufregung und bei den vielen Fremden, die sich angeblich im Orte aufhielten, keine Bürgerschaft dafür geben. Um der Sache ein Ende zu machen, wendete ich mich an einige der Nächststehenden, lobte ihre guten Gesinnungen und Absichten und redete ihnen zu, ein kurzes Protokoll zu unterschreiben, in welchem sie sich verpflichteten, die Sicherheit der Beamten, wenn sie zurückkehrten, wahrzunehmen. Es fanden sich schließlich an dreißig Personen hierzu bereit. Bald stellten sich auch andre Bürger aus bessern Klassen ein, und es bildete sich ein Verein zur Aufrechterhaltung der Ordnung.“ Ein Diener holte die flüchtigen Herren aus Gotha zurück, sie nahmen ihre Posten wieder ein, die Beschwerden gegen sie schmolzen, als sie zu Papier gebracht wurden, auf ein Minimum zusammen und wurden der Regierung übermittelt. „Im folgenden Jahre hatte ich — so schließt die Geschichte — die Genugthuung, daß die Gemeinde, als zwei von den dortigen Beamten versetzt werden sollten, die Bitte an die Regierung richtete, man möge diese so geschätzten und beliebten Männer dem Orte ihrer gesegneten Thätigkeit doch ja nicht entreißen.“

Solche kleine Erfolge eines persönlichen Regiments, bei denen der Herzog an seinen Bruder in London schrieb: „Mein Haus ist wie ein Hauptquartier, von wo alle Befehle von mir persönlich ausgehen müssen,“ vermochten ihn jedoch nicht über die allgemeine Verwirrung zu trösten und über die nächste Zukunft zu beruhigen. Er sah die Gegenwart sehr schwarz und noch dunkleres am Horizonte, und es ging ihm damit nicht anders als den übrigen deutschen Inhabern von Thronen. Er schildert einen typischen Zustand, wenn er an

Prinz Albert schreibt: „Wie soll ich Worte finden, um meine Gefühle zu beschreiben. Wäre ich ein Privatmann, ich würde [ein eigentümliches Geständnis!] vielleicht mitjubeln. Aber in meiner Stellung, mit all den Pflichten, die mein Beruf mir auferlegt, die Hoffnungslosigkeit des Zustandes erkennend, sehe ich nur den Abgrund vor und hinter mir gähnend offen . . . dabei könnte man den Verstand verlieren! . . . Mein Entschluß ist der, den ich in der Schlacht als Soldat befolgen würde: treu meiner Pflicht, treu mit meinem Volke durch alle kommenden Stürme bis zum Ende auszuhalten. Die schönen Tage der Vergangenheit liegen nach allem, was wir seit vier Wochen erfahren und durchgemacht haben, wie ein verflorrenes Leben, wie ein Traum hinter mir, und ich preise die Vorsehung, daß sie mir keine Kinder beschieden hat; denn für diese würde ich zittern. Ich will meinem Gefühle nicht weiter Raum geben, wer von uns deutschen Fürsten wird aber wohl anders denken, anders fühlen?“ Noch bezeichnender für seine Anschauung von der damaligen Lage ist es, wenn er einige Tage später der Schilderung der damaligen Verhältnisse die Worte hinzufügte: „Wir Fürsten wackeln sehr, da wir unter uns zu wenig Intelligenz, Mut und Verständnis des Zeitgeistes hatten.“



## Oskar von Redwitz und sein neuester Roman.



in Menschenalter im statistischen Wortsinne ist verfloßen, seit Oskar von Redwitz mit seiner episch-lyrischen Jugendschöpfung „Amaranth“ hervortrat und nicht nur großes Aufsehen im Publikum erregte, Befriedigung in den konservativ gesinnten Kreisen von 1850 erweckte, sondern auch Kritiker und Litterarhistoriker fand, welche den Dichter als die Zukunftshoffnung der deutschen Dichtung priesen. Wenige Jahre später wurden die kritischen Propheten kleinlaut, am Ende verstummten sie ganz, und derselbe Dichter, der in Karl Barthels Vorlesungen zur Geschichte der neuesten deutschen Litteratur neben Geibel als der einzige gefeiert war, von welchem Großes zu erwarten stehe, trat völlig in den Hintergrund. Gerade die Kreise, welche „Amaranth“ und „Sieglinde“ und „Ein Märchen“ gepriesen hatten, nahmen an der Wendung, die in Redwitzens Dichtung mit der Tragödie „Thomas Morus“ erfolgte, keinen Anteil mehr. Und mit seinen spätern Schöpfungen, wie dem Schauspiel „Philippine Welsch“, dem Roman „Hermann Stark“ und dem „Lied vom neuen deutschen Reich“ eroberte sich